Wie ganz anders ist es draußen in der herrlichen Luft des Grunewaldes, der allerdings einen seiner Hauptreize verliert; mit dem Wildbestand wird jetzt aufgeräumt; die hübschen Tiere werden eingefangen und einzeln verkauft, damit der Grunewald in einen „Volkspark" umgewandelt werden kann. Nur mit Wehmut denken wir hieran. Wie viel Vergnügen hat es einem oft gemacht, das Damwild dort zu belauschen, das um die Zeit, da es vom Jäger nichts zu befürchten hatte, so wenig scheu dem Blick des Beobachtenden in einiger Entfernung standhielt. Im Winter aber auch, wenn Schnee den Waldboden bedeckte und es gefüttert wurde, war es so zutraulich, daß es einem aus der Hand aß, was man ihm darbot. Jetzt werden die schüchtern beäugenden Hirsche kein bald aus dem Grunewald verschwunden sein und davon, daß sie dagewesen sind, werden nur noch die von ihnen ausgetretenen schmalen Pfade zeugen, die zum Wasser hinunterführen. Nach einiger Zeit sind dann diese Pfade überwachsen und unbemerkbar geworden. Es ist neuerdings manchmal die Frage aufgeworfen worden, ob der Grunewald nicht schon ein Volkspark gewesen ist. Sicherlich ist er das gewesen, und zwar ein Volkspark, dem ein ganz besonderer Reiz dadurch gegeben wurde, daß er zugleich ein Wald war. Bis in den letzten Herbst hinein noch konnte man im Grunewald unter den Bäumen die Berliner mit Kind und Kegel gelagert sehen und ziehen, wie sie sich harmlos vergnügten. Wenn so einer der Fremden, die immer auf die Berliner schelten, sie sah, mußte er doch, um bei der Wahrheit zu bleiben, sagen: „Ganz so schlecht ist diese Art am Ende doch nicht." Sie kommen fröhlich hierher, sind bei wenigem lustig, und wenn sie müde heimkehren, und der Vater womöglich ein Kind auf jedem Arm trägt, haben sie auch noch nicht den Humor verloren." Womit amüsierten sie sich im Grunewald? Allerhand Spiele wurden gespielt und wo ein Platz dazu geeignet erschien, ward auch getanzt. Zum Tanz spielte einer die Harmonika; das war ein Volkspark schon jetzt. Kommt nun die Abholzung, dann kann man erst recht singen: „Im Grunewald ist Holzauktion."

Schnee ist für die Berliner ein teurer Artikel; das beweist schon die Tatsache, daß man ihn nicht einmal bei Wertheim haben kann. Ein Freund von mir, natürlich ein Feind der Warenhäuser, ging kürzlich hin, sich solchen zu kaufen, und er kam mit leeren Händen zurück. Aber der letzte große Schneefall von dem man jetzt keine Spur mehr sieht, hat der Reichshauptstadt auch rund 200 000 Mk. Kosten verursacht, davon entfallen 150 000 Mk. auf den Stadtsäckel und zwar 110 000 Mk. für Fuhrlohn u. s. w. und 50 000 Mark für Arbeitslöhne. Der Rest von 40 000 Mark kommt auf die Verkehrsanstalten. — Und dabei hat der Schnee tagelang auf der Straße liegen und erst infolge des Tauwetters eine klebrig graue Färbung annehmen müssen, ehe sich die städtische Verwaltung überhaupt dazu bequemte, die Straßen zu säubern und Berlin wieder zur „reinlichsten Stadt der Welt" zu machen.

„Amerikas größtes Wunder" ist derzeit hier zu sehen; es ist das „größte Pferd der Welt", 12 Jahre alt, 22 Zentner schwer, 2 Meter hoch, 3½ Meter lang. Für gewöhnlich kostet seine Besichtigung in einer Bude auf dem Hofe des Grundstückes Neue Promenade 8 nicht weniger als 20 Pfg., vorgestern aber war es ganz umsonst zu sehen. Als es vorgestern vom Stall in der Spandauerstraße wieder nach der Bude geführt wurde, fiel das Wunder dicht vor dem Ziel auf dem Bürgersteig um und blieb so fest liegen wie ein Droschkengaul zweier Klasse nur liegen kann. Das war ein Schaustück, wie es auch in Berlin wahrscheinlich sobald nicht wieder vorkommt, und dazu noch so billig! Eine Stunde lang lag das Weltwunder da und rührte freimütig seinen Fuß. Vierzehn Stallmänner und Kutscher von den benachbarten Fuhrhöfen kamen mit Gurten und Decken und gaben sich alle erdenkliche Mühe, den Koloß wieder auf die Beine zu bringen. Umsonst; endlich mit einem Hebegestell konnte der Koloß wieder auf die Beine gebracht werden; Schaden hat er nicht genommen.

Eine ganze Familie irrsinnig! Das kommt selbst in Berlin nicht jede Woche vor, und deshalb wird es besprochen, wenn auch nur einen Tag. Ein ehrsamer Tischler mit Frau und Sohn sind diesem schrecklichen Schicksal anheimgefallen. Der junge Mann hatte am Samstag vor acht Tagen seine Arbeit nieder und ging in der vergangenen Woche mit seiner Mutter in die Charité. Beide gaben an, innerlich krank zu sein; da aber die Aerzte auch nicht die Spur eines Leidens entdecken konnten, so wurden sie am vergangenen Samstag nach zweitägiger Beobachtung der beiden Geisteskranken auch angesteckt zu sein. Am Sonntag äußerte er im Hause, er könne ohne seine Frau nicht leben. Am Montag Mittag kamen alle drei zu einer Schwester der Frau und klagten, daß sie sich das Leben nehmen müßten, weil sie innerlich krank seien. Diese suchte ihnen die Gedanken auszureden, als sie aber entschieden darauf bestanden, sterben zu wollen, bekam sie einen Ohnmachtsanfall. Nun stellten die drei ein Paar mit einem Kanarienvogel, das sie mitgebracht hatten, auf den Tisch, warfen ihre Schüssel auf den Fußboden und gingen davon. Seitdem sind die Leute verschwunden.

Die Kassette der Baronin v. Meyendorff.

Man schreibt uns aus Köln: Kürzlich hat man mit dem Abbruch des in unmittelbarer Nähe des alten Theaters und der alten Post gelegenen „Mainzer Hofes" begonnen. Auf dem umfangreichen Terrain sollen Neubauten errichtet werden; damit verschwindet eines der ältesten Hotels der Stadt Köln für immer von der Bildfläche. Die Niederlegung des Mainzer Hofes ruft die Erinnerung an ein Ereignis wach, das im Leben Ferdinand Lassalles eine bedeutsame Rolle gespielt und ihn „in einen peinlichen Kriminalprozeß verwickelt hat. Im Mainzer Hofe war es, wo am 21. August 1846 Dr. Mendelssohn in Gemeinschaft mit Assessor H. B. Oppenheim jenen Kassettendiebstahl verübte, der durch die damit in Zusammenhang stehenden Persönlichkeiten und die sonstigen Begleitumstände damals ungeheures Aufsehen erregte und alle Welt zwei Jahre lang in Spannung hielt. Lassalle war im Juli 1846 mit Mendelssohn und Oppenheim von Berlin an den Rhein gereist, um im Interesse der Gräfin Hatzfeldt tätig zu sein. Im August 1846 waren die drei zusammen mit der Gräfin in Aachen, wo um dieselbe Zeit auch Graf Hatzfeldt weilte und die Baronin von Meyendorff, mit welcher der Graf ein Verhältnis unterhielt. Lassalle, der als Anwalt und Beirat den acht Jahre lang sich hinschleppenden Ehescheidungsprozeß der Gräfin gegen den Grafen Hatzfeldt siegreich durchführte, war es um jene Zeit hauptsächlich darum zu tun, sich zur Begründung einer Ehebruchsklage gegen den Grafen kompromittierende Briefe des letzteren an die Baronin v. Meyendorff zu verschaffen. Ferner war es der Partei der Gräfin daran gelegen, sich in den Besitz eines Legitimationspapieres des Grafen Hatzfeldt, der Baronin eine Jahresrente von 2500 Francs aussetzte, zu setzen, wodurch der Graf Hatzfeldt der Baronin eine Jahresrente von 2500 Francs ausgesetzt haben sollte. Die Briefe vom Grafen und den Schentungsakt sollte die Baronin nach Annahme der Gegenpartei in einer Kassette bei sich führen. Am 20. August 1846 reiste die Baronin von Aachen nach Köln und stieg hier im Mainzer Hof ab. Mendelssohn und Oppenheim, beide im Dienste der Gräfin stehend, reisten der Baronin mit dem nächsten Zuge nach und kehrten ebenfalls im Mainzer Hof ein, wo sie sich unter den falschen Namen Kroneder und Ullmann ins Fremdenbuch eintrugen. Lassalle blieb in Aachen. Am folgenden Morgen, 21. August, wollte die Baronin weiterreisen, ihre Leute waren beschäftigt, die Koffer zu packen. Die Sachen standen zum Teil auf dem Gange vor dem Zimmer der Baronin, darunter ihre verschlossene Kassette. Oppenheim wartete einen günstigen Augenblick ab, nimmt die Kassette fort und bringt sie in das nebenanliegende Zimmer Mendelssohn, der sie in seinem Koffer birgt. Beide eilen dann, ihr Gepäck mit Hotel zurücklassend, in einer Droschke davon. Der Kutscher hatte die Weisung, nach dem Rheine zu fahren, unterwegs aber erhielt er eine andere Bestimmung: Oppenheim stieg aus und Mendelssohn fuhr nach dem Bonner Bahnhofe, wo er den eben 6¾ Uhr abgehenden ersten Morgenzug bestieg. Auf der Station Brühl verließ Mendelssohn den Zug. Im Mainzer Hof war die Kassette gleich vermißt worden und der Verdacht auf die beiden soeben abgereisten Fremden gefallen. Als sie nicht wiederkehrten, benachrichtigte der Besitzer des Mainzer Hofes, Gastwirt Welter, die Polizei, welche das von den Entflohenen zurückgelassene Gepäck beschlagnahmte. Im Koffer Mendelssohns fand sich auch die Kassette. Oppenheim war schon am Mittag des 21. August wieder in Aachen und brachte die Nachricht, daß Mendelssohn die Kassette habe. Am Abend kam Mendelssohn selbst und berichtete den üblen Ausgang des Unternehmens. Mendelssohn floh nach dem Haag, Oppenheim stellte sich freiwillig dem Kölner Gericht. Das Verfahren gegen Oppenheim wurde eingestellt; auf die Kunde hiervon kehrte Mendelssohn zurück, wurde aber wegen des Kassettendiebstahls zu einer mehrmonatlichen Gefängnisstrafe verurteilt. Lassalle wurde der intellektuellen Urheberschaft beschuldigt, aber von den Kölner-Assisen am 11. August 1848 nach einer glänzenden Verteidigungsrede freigesprochen.

Das entlarvte Eichhörnchen.

Wenn wir mit unseren Kindern durch den Wald wandern, dann pflegt die Freude von jung und alt groß zu sein, sobald an einem Baumstamm ein Eichhörnchen auftaucht. Wer brächte es über sich, dann gleichgültig weiterzugehen? Alle stehen wie angewurzelt und beobachten mit Spannung die flinken anmutigen Bewegungen des hübschen Tierchens, wie es sich bald hinter dem Baum versteckt und mit den kleinen dunkeln Aeuglein neugierigängstlich hervorlugt, dann blitzgeschwind an dem senkrechten Stamme aufwie fliegend von Ast zu Ast schwingt. Wir möchten keine Bewegung des reizenden Geschöpfchens verlieren, schauen ihm nach, so lange wir nur können, und entschließen uns erst zum Weitergehen, wenn das Tierchen endgültig verschwunden ist. Dann herrscht aber sicher unter den Kindern nur eine Stimme, daß es im ganzen Walde kein lieberes, süßeres, der menschlichen Teilnahme würdigeres Geschöpfchen gibt als das brave kleine Eichhörnchen. Mama benutzt die Stimmung, um eine Tierschutzvorlesung zu halten, indem sie von den grausamen Menschen erzählt, die das unschuldige Eichhörnchen der Freiheit berauben und in einen drehbaren Gitterkäfig sperren, und Papa rafft aus seinem Schulunterricht und seiner Phantasie allerlei zusammen, um den Kindern ein Lebensbild von dem guten Tierchen zu entwerfen, das niemand was zu Leide tut und sein Dasein friedlich von Eicheln, Haselnüssen und Buchedern fristet. Wenn der Vater die letzte Nummer der von Dr. F. H. Bechold herausgegebenen Zeitschrift „Die Zeitschrift" gelesen hätte, dann würde er die sentimentale Stimmung rasch zerstören, indem er den Wißbegierigen eröffnete, daß das Eichhörnchen ein ganz gefährlicher Verbrecher ist, der auf Schritt und Tritt mit dem Strafgesetzbuch zusammenstößt und mit kaltblütigster Schurkerei Singvögel ums Leben bringt. Ein junger westfälischer Naturforscher Paul Wemer hat nämlich beobachtet, daß das liebe Eichhörnchen besonders zinnreich angelegte Nester als Vogelfallen baut; sie sind durch eine Zwischenwand in zwei Kammern geteilt, und in dieser Wand ist ein mit einer aus Moos und Laub verfertigten Klappe geschlossenes Loch angebracht. In solchen Nestern fand Werner mehrmals die Federn von gerupften Meisen und Goldhähnchen, und da er diese Vögel wiederholt ihre Nachtruhe in Eichhörnchennestern hatte aufsuchen sehen, so stieg in ihm der Verdacht auf, daß das Eichhörnchen der Mörder seiner Gäste sei. Bei weiteren Beobachtungen gelang es in verschiedenen Fällen, das Eichhorn auf frischer Tat zu ertappen. Dasselbe lauert in der Nähe oder in der zweiten Kammer des Fangnestes, bis die Vögel in der Dämmerung in das Nest schlüpfen, und überfällt dieselben dann plötzlich. Um sich ein möglichst sicheres Bild von dem Umfange dieser Mörderein zu machen, untersuchte Werner den Mageninhalt von 96 Eichhörnchen; in 17 Fällen fand er die Reste von Vögeln. Danach ist das liebe Eichhörnchen mit seinem unschuldigen Gesichtchen nicht besser als ein Italiener, der die Zugvögel in sinnreich aufgestellten Netzen fängt und sie dann am Spieß gebraten verspeist.

Ein Kugelblitz im Walde.

In der Nähe von Schäßburg in Siebenbürgen wurde im vergangenen Herbst eine sehr merkwürdige elektrische Erscheinung, offenbar eine der seltenen Kugelblitze, beobachtet. Das Auffallende ist dabei, daß diese elektrische Kugel sich zwei Abende nacheinander zeigte, und zwar nahezu um die gleiche Stunde. Man sah zu den genannten Zeiten an dem der Stadt zugekehrten Waldrande zwischen den Bäumen eine Feuerkugel in der Größe eines Kinderkopfes und von roter Farbe. Sie war scharf abgegrenzt ohne Strahlen oder umgebende Hülle. Der Wahrnehmung gemäß, trat sie aus dem Walde heraus, schwankte zitternder Bewegung einige Male hin und her und erhob sich dann 10 bis 15 Zentimeter hoch über die Baumwipfel, frei in der Luft schwebend und dort einige Zeit verharrend. Dann bewegte sie sich schwankend nach links und rechts abwärts und sank zwischen den Bäumen wieder in den Wald zurück. Die Erscheinung dauerte 4 bis 5 Minuten und alle Bewegungen der feurigen Kugel wurden auffallend langsam ausgeführt. Der Himmel war vollständig klar, die Luft völlig ruhig und schwül, denn die Tage waren heiß gewesen, auch hatte es seit zwei Wochen nicht geregnet. An dem letzten Tag, an dem die feurige Kugel erschien, kam sie, nachdem sie in den Wald versunken war, wieder zum Vorschein, und zwar am Rande des Waldes, um darauf langsam zu verschwinden. In der Ferne wetterleuchtete es stark. Eine Erscheinung wie diese, nämlich das an mehreren aufeinander folgenden Abenden wiederholte Auftreten einer feurigen Kugel an der nämlichen Stelle, ist bis dahin noch niemals beobachtet worden.

Aus Holland.

× Zum Schutze der Jugend vor dem Alkoholismus ist man besonders in Holland bestrebt, die weitgehendsten Gesetze zu erlangen. Die holländische Regierung hat der zweiten Kammer eine Vorlage zur Abänderung des Ausschankgesetzes unterbreitet. Um wesentliche Verbesserungen des Gesetzes zu erzielen, wird folgende Petition gegenwärtig vom „Nederlandsche Onderwijzers Propaganda-Klub" der Bevölkerung vorgelegt: Die Regierung wolle verbieten: 1. daß Personen unter 18 Jahren, die nicht von älteren begleitet sind, Lokalitäten besuchen, wo irgend ein alkoholisches Getränk verkauft wird; 2. daß solchen Personen, wenn unter Begleitung älterer in einer solchen Lokalität anwesend, irgend ein alkoholisches Getränk verabfolgt wird; 3. daß Personen unter 18 Jahren in solchen Lokalitäten als Arbeitskräfte gebraucht werden. — Wie uns mitgeteilt wird, haben in Amsterdam allein schon über 16 000 Einwohner, darunter mehr als 1600 Lehrerinnen und Lehrer, diese Petition unterzeichnet. Wir werden auf die Vorschläge der holländischen Regierung noch zurückkommen.

Verlag und Rotationsdruck der Märkischen Vereinsdruckerei.



Nr. 30. 6. Februar 1904

Nur eine Nachschrift.

Novelle von C. Borges.

(Nachdruck verboten.)

Das Unwetter schien ausgetobt zu haben; nur noch leise grollte der Donner, aber schwere, große Tropfen fielen hernieder, die sich bald in strömenden Regen verwandelten.

Da schlich aus dem nahen Walde ein armes, in Lumpen gehülltes Weib, in den Armen ein kleines Kind haltend. Von ihrem Schlupfwinkel aus hatte sie den Schrei des Mannes gehört. Jetzt trat sie vorsichtig an den Wagen und nickte befriedigt, als sie die Insassen, wie sie richtig vermutet hatte, tot fand. Schnell entkleidete sie ihr eigenes, dann das tote Kind, hüllte ersteres in die feinen Spitzen und legte es in die Arme der Wärterin, während sie das andere in die Lumpen einhüllte und es eilig in ihrem Versteck barg. Niemand war Zeuge ihrer Tat; sie war allein mitten im Sturm und Regen. Nun kehrte sie nach dem Schauplatz des Unglücks zurück, rüttelte fruchtig den Kutscher, der durch leises Stöhnen Zeichen des Bewußtseins gab, dann aber plötzlich laut aufschrie: „Ich bin blind! Ich bin blind!"

Durch die bekannte Stimme ihres Herrn schienen auch die Pferde wieder zur Besinnung zu kommen; sie bäumten sich, schnaubten wild und eilten dann in rasender Eile ohne Führer nach dem Schlosse zurück.

Das pflichtvergessene Weib nahm die tote Bürde und schritt langsam dem nahen Dorfe zu. Hin und wieder warf sie einen wehmütigen Blick auf die kleine Leiche; Fieberfrost schüttelte ihre Glieder, dann aber leuchteten ihre schwarzen Augen in wilder Freude.

„Ihm wird es gut sein, meinem armen Jungen," flüsterte sie kaum hörbar, „er wird jetzt nicht mehr hungern, wie täglich seine arme Mutter!"

Der Schrecken der angsterfüllten Dienerschaft war unbeschreiblich, als die rasenden Pferde durch den Schloßhof jagten und ohne Führer sich wild aufbäumend vor dem Portal stehen blieben. Das Kindlein war laut jammernd vom Arm der Wärterin gefallen und lag gänzlich durchnäßt am Boden.

Der Kutscher, der bald aufgesucht wurde, konnte nicht die geringste Auskunft geben; er erholte sich nicht wieder und starb schon nach wenigen Tagen, ohne seine volle Besinnung wieder zu erlangen.

In den folgenden Tagen las man in den Zeitungen, daß das furchtbare Unwetter mehrere Opfer gefordert habe; die Kinderwärterin auf Schloß Steineck sei vom Blitz getroffen, aber glücklicherweise sei der letzte Sprosse und Erbe verschont geblieben. Außerdem sei das Kind einer armen hungernden Frau dach im Armenhause gesucht, das Kindlein sei auf dem Friedhofe des Dorfes bestattet worden.

Als nach geraumer Zeit die Schloßherrin sich langsam erholte, ruhten ihre Augen mit Stolz und Freude auf dem blühenden Kindlein, welches in Spitzen gehüllt in seidenem Bettchen lag.

„Welch prächtiger Knabe," hauchte sie matt, und drückte ihn fest an sich. Sie ahnte nicht, was während ihrer schweren Krankheit geschehen war.

Dies war hundert Jahre vor der Zeit geschehen, da unsere Geschichte spielte, indessen die Folgen traten erst jetzt zu Tage. An dem Tage, nachdem Graf Ulrich von Hohentroy wider seinen Willen gezwungen war, die Nacht auf Schloß Steineck zuzubringen, saß Aurelia Horley in trüben Gedanken versunken allein in ihrem eleganten Boudoir. Sie dachte mit stiller Wehmut des Fremden, dessen Bild sich so tief in ihre Seele eingeprägt hatte, der aber von ihrem Bruder Erich so hart und streng zum Verlassen des Hauses gezwungen worden war.

„Verlassen Sie augenblicklich dieses Haus," hatte Erich zornig geboten," wenn Sie im Stande sind, während der Nacht umherzupromenieren, so werden Sie auch wohl stark genug sein, von hier fort zu gehen. Gehen Sie," wehrte er heftig jede Ansprache ab, „und hüten Sie sich, jemals die Schwelle dieses Hauses zu betreten. — Kein Wort — keine Silbe." Schnitt er die Entschuldigungen des Grafen ab, „schätzen Sie sich glücklich, so leicht davon zu kommen; wahrlich ich könnte strengere Maßregeln gebrauchen."

Aurelia hatte die strengen Worte des Bruders gehört, hatte von ihrem Zimmer aus gesehen, wie der junge Graf, von zwei Dienern begleitet, gesenkten Hauptes das Schloß verließ, und tiefes Weh durchschnitt bei diesem Anblick ihr Herz. Warum wollte er auch keine Entschuldigung anhören? Doch jetzt war nicht die Zeit zum grübeln, denn Erich trat zu ihr und legte sanft seine Hand auf ihre Schulter.

„Aurelia" begann er, und sah liebevoll in das traurige Gesichtchen, „was hilft unser Klagen, wir müssen handeln. Da nun der Mann in der Krankenstube stirbt oder wieder gesund wird, ist für uns gleich; denn ich bin fest entschlossen, das Schloß meiner Väter zu verlassen, es sei denn, daß wir beweisen können, daß er ein Betrüger ist. Und wie können wir das beweisen? Der einzige Mann, Harold Ulrich, von dem der Mann in seiner Krankheit sprach, wird wahrscheinlich wieder auf dem Wege nach Amerika sein und wer weiß dann, ob dieser Ulrich, der vor dem Tegegnet hat, nicht ebenfalls ein Betrüger ist. Nein, mein Schwesterchen, weine nicht; gieb aber die Hoffnung auf Schloß Steineck vollständig auf. Sieh her, es ist mir eine sehr einträgliche Stellung in Indien angeboten, die ich fest entschlossen bin, anzunehmen, aber vorher wollen wir zusammen noch der Residenz fahren und uns noch einmal von dem Rechtsanwalt Rat holen."

So geschah es, am nächsten Tage saßen die Geschwister im Arbeitszimmer des Advokaten, der geduldig, aber kopfschüttelnd den Auseinandersetzungen gelauscht hatte.

„Nun hören Sie mir ebenso aufmerksam zu, wie ich Ihnen," begann der väterliche Freund, als Erich schwieg, „ich würde mich freuen, Ihnen Ihren Besitz erhalten zu können, aber wie Sie selbst wissen, sind die Papiere des Baron von Steineck in bester Ordnung. — Sie wissen doch aus den Annalen des Stammbaumes genügend, daß vor geraumer Zeit, ungefähr vor achtzig Jahren, der letzte Sprosse des Stammes nach Amerika auswanderte; nun, dieser Mann ist im Besitz der Legitimationspapiere seines Großvaters, seines Vaters und seiner eigenen; es unterliegt nach meinem Urteil keinem Zweifel, daß wir es mit dem rechtmäßigen Erben zu tun haben; außerdem bezeugte mir sein Freund, Harold Ulrich, die Identität des Barons aufs Bestimmteste. Was nun die wilden Fieberphantasien anbelangt, nun, da können Sie mir als Advokat doch nicht zumuten, daß ich irgend welchen Wert darauf lege. Wenn Sie meinen Rat hören wollen, junger Freund, so gehen Sie getrost nach Indien, eine bessere Laufbahn wird Ihnen so leicht nicht wieder eröffnet."

„So ist die Sache entschieden!" rief Erich und reichte dem alten Herrn die Hand, dann folgte er seiner Schwester, die seufzend den Rückweg antrat.

„Ich kehre nicht mehr nach Steineck zurück," sagte er traurig, als sie allein waren, „ich habe doch noch viele Sachen zu erledigen, ehe ich meine Reise antrete, und die Mutter wird gern hierhin kommen, damit ich Abschied von ihr nehmen kann." Zu seiner Ueberraschung fand Erich nicht den geringsten Widerstand von Seiten seiner Mutter, ja, sie fand es sogar weise, sich im fremden Lande eine Existenz zu gründen, ohne daran zu denken, daß sie selbst dadurch ihre einzige Stütze verlor. Mehrere Tage blieben sie in der Residenz zusammen, bis Erichs Frist abgelaufen war und er die Reise in die fremde Welt antreten mußte.

fanden sie den Kranken ganz bedeutend besser; das Fieber hatte nachgelassen, die Besinnung war zurückgekehrt, nur eine große Schwäche war zurückgeblieben, die nach Anzüge des Arztes, bei guter Pflege recht bald weichen würde.

Die alte Dame war von der Aufregung der letzten Wochen so erschöpft, daß sie sich gleich in ihre Gemächer zurückzog, während Aurelia die Briefe nachsehen, die während ihrer Abwesenheit angekommen waren. Es fiel ihr einer von unbekannter Handschrift sofort ins Auge, sie erbrach ihn hastig und las folgende Worte:

„Ehe ich auf lange Zeit diese Gegend verlasse, wo ich gegen meinen Willen so viel Leid verursacht habe, halte ich es für meine Pflicht, Ihnen eine Entdeckung mitzuteilen, die ich während einiger Stunden der Nacht unter Ihrem Dache gemacht habe. In der Hoffnung, mir die schlaflosen Stunden zu verkürzen, nahm ich zufällig ein Buch, welches ich absichtlich auf den Tisch liegen ließ, und fand darin zwischen dem ledernen Einband einen Brief, der jedenfalls an einen Ihrer Ahnen gerichtet wurde, und höchst wahrscheinlich noch nicht aufgefunden wurde. Nach Durchsicht des vergilbten Schriftstückes werden Sie am besten wissen, welche weiteren Schritte Sie zur Entdeckung des Geheimnisses tun müssen. — Es bleibt mir nur noch übrig, Sie wegen meines leichtsinnigen Streiches um Verzeihung zu bitten; glauben Sie, daß ich das Geschehene ernstlich bereue.

Ulrich von Hohentrotz."

„Sonderbar!" höchst sonderbar," murmelte Aurelia, als sie nachdenklich die Zeilen zum zweiten Male durchlas. „Wäre es möglich, daß der Fremde das Spur eines Geheimnisses während seines kurzen Aufenthaltes, entdeckt haben könnte?" Dann eilte sie flopfenden Herzens nach dem bezeichneten Zimmer, ergriff mit zitternden Händen das Buch, welches noch auf dem Tische lag, und durchflog mit fieberhafter Hast das schnell gefundene Schriftstück.

„Es hat Niemand von uns weder von einem Geheimnis noch von einem verborgenen Fach im Speisezimmer gehört," dachte sie bei sich selbst. „oh! was werden wir dort entdecken! Wie schade, daß gerade jetzt Erich seine Reise nach Indien antreten mußte!"

In fliegender Eile und mit glühenden Wangen betrat sie das Speisezimmer, dann stand sie ratlos vor den wohlgefüllten Nischen. Doch hier nützte kein Zögern! Schnell entschlossen begann sie, ein Bild nach dem anderen, eine Vase nach der anderen zu entfernen. Schon war ein großer Tisch voll von den verschiedensten Sachen bunt durcheinander gestellt, als der alte Diener eintrat, der erstaunt und verwundert zuschaute.

„Warum tun Sie das, Fräulein Aurelia?" fragte er endlich. Die junge Dame stutzte; sie hatte in ihrer Aufregung den Diener gar nicht bemerkt.

„Alle diese Sachen gehören meiner Mutter und mir," versetzte sie, sich schnell besinnend, „sie sollen eingepackt werden, denn, da wir doch bald das Schloß verlassen, ist es besser, daß wir vorher unsere Sachen in Sicherheit bringen."

„So will ich Ihnen helfen," erwiderte bereitwillig der Diener, und mit seiner Hülfe waren in kurzer Zeit beide Nischen völlig geleert.

Mit Argusaugen folgte Aurelia jeder Handbewegung, sie wagte nicht, auch nur auf einen kurzen Augenblick das Gemach zu verlassen, aus Furcht, der Diener könnte in ihrer Abwesenheit zufällig die geheime Feder finden; erst als jedes Bild, jeder Schmuck von den Wänden entfernt war, atmete sie erleichtert auf.

„Soll ich Ihnen einen guten Rat geben, Fräulein Aurelia?" sagte der alte treue Diener. „Sie sind vollständig erschöpft; die Abreise des jungen Herrn, das seltsame Benehmen des zudringlichen Fremden und ganz besonders die Aufregungen der letzten Wochen waren zu viel für Sie. Legen Sie sich schlafen, und versuchen Sie, auf kurze Zeit Ihr Leid zu vergessen."

Aurelia nickte dem guten Alten freundlich zu, dann verließ sie das Gemach, um keinen Argwohn zu erwecken.

„Mutter, bist Du noch wach?" flüsterte sie leise, als sie das Schlafgemach der Mutter betrat.

„Wie könnte ich schlafen, mein Kind!" versetzte sie vorwurfsvoll. „o, Aurelia, warum hast Du mich so lange allein gelassen?"

Aurelia legte schneidend ihren Arm um den Hals der geliebten Mutter und flüsterte ihr leise das Vorgefallene ins Ohr, doch sie erschrak heftig, als bei den letzten Worten die alte Dame erregt aufsprang und mit unruhigen Schritten das Zimmer durchmaß.

„Ich erinnere mich noch deutlich der Worte Deines Großvaters, der als kleiner Knabe im Sterbezimmer der letzten Herrin des Schlosses Steineck war. Sie soll mit der Hand nach einer bestimmten Richtung gedeutet und sich vergeblich bemüht haben, ein Wort über ihre Lippen zu bringen. Doch so sehr sie sich auch anstrengte, war keine Silbe deutlich zu verstehen; und dennoch meinte der Großvater das Wort Nische verstanden zu haben, ohne daß die Umstehenden die Bedeutung des Wortes verstehen konnten. Dann starb sie und nahm ihr Geheimnis mit in die Gruft."

„Liebe Mutter, laß uns nicht mehr dem Fremden grämen, der auf so sonderbare Weise sich Eingang bei uns verschaffte; vielleicht hat er uns die Spur eines Geheimnisses gezeigt, welches wir ohne seine Hülfe nie entdeckt haben würden. Er bittet so aufrichtig um Verzeihung und scheint seinen Fehler aufrichtig zu bereuen."

„Ich habe auch einen Brief von ihm erhalten, worin er demütig um Verzeihung bittet," sagte die Mutter, „und wenn wir ihn jemals im Leben wiedertreffen, wollen wir wieder gut machen, was Erich an ihm verschuldet hat. Aber laß uns keinen Augenblick verlieren, mein Kind, komm, es ist alles still im Hause, laß uns nach dem geheimen Versteck suchen, wer weiß, was wir entdecken."

Lautlos und vorsichtig stiegen die Damen die Treppe hinab, geräuschlos betasteten sie jedes Fleckchen der Nische, und als die Bemühungen dort erfolglos blieben, untersuchten sie jeden Zoll breit die Wände, bis endlich der Morgen dämmerte und sie seufzend mit schweren Herzen ihre erfolglose Arbeit einstellen mußten.

„Laß uns aufhören, liebe Mutter," bat Aurelia, die schon bedauerte, die Enthüllungen noch am selben Abend gemacht zu haben. „Wer weiß es auch, vielleicht ist das Geheimfach längst vor unserer Zeit entdeckt."

Mehrere Nächte hindurch untersuchten Mutter und Tochter die Wände des Speisezimmers, doch stets erfolglos, bis endlich Aurelias Mut sank; und sie inständig die Mutter anflehte, die fruchtlosen Nachforschungen bei Nacht zu unterlassen. Doch je mehr die Arbeit vergeblich schien, desto fester glaubte die schwer geprüfte Frau, endlich das gewünschte Ziel zu erreichen.

Jetzt wartete sie geduldig, bis auch Aurelia eingeschlafen war, dann begann sie allein die nächtliche Arbeit, betastete mit zitternden Fingern die Nischen, dann die ganzen Wände des Speisezimmers, und kehrte dann mit schweren Seufzern nach erfolgloser Arbeit in ihr Schlafgemach zurück. Sie ahnte nicht, daß sie schon seit vielen Abenden scharf von der ganzen Dienerschaft beobachtet wurde; die Kammerzofe hatte das nächtliche Treiben ihrer Herrin zuerst bemerkt, es geschäftig dem Verwalter, dieser der übrigen Dienerschaft mitgeteilt, und alle zusammen folgten lautlos der Herrin, sobald sie um die Mitternachtsstunde ihr Schlafgemach verließ und in unerklärlicher Weise die Wände betastete.

„Die arme Frau hat den Verstand verloren," murmelte die Köchin, „und das ist kein Wunder, denn die Sorgen der letzten Zeit sind ihr zu viel gewesen, dazu kommt noch die plötzliche Abreise des jungen Herrn."

(Fortsetzung folgt.)

Lebenswege.

Erzählung von Clara Wilhelmi.

(Nachdruck verboten.)

„Und weshalb soll ich nicht weiter davon denken? Käthchen hat mir gesagt, daß sie mich in alle Ewigkeit liebe, und daran halte ich mich."

„Sie sagten ja eben selbst, daß Sie nichts geltend machen können, was Sie dazu berechtigt," entgegnete Helene.

„Für den Augenblick noch nicht, jedoch werde ich keine Mühe und Arbeit scheuen, um die Hindernisse hinwegzuräumen, welche dem Ziele meiner sehnlichsten Wünsche entgegenstehen," sagte Paul entschlossen.

„Darüber würde noch eine lange Zeit vergehen, und damit vielleicht auch noch nicht alle Schwierigkeiten gehoben sein. Herr Werner, Sie sind als Fremder in unser Haus gekommen. Wir kennen weder Ihre Vergangenheit, noch Ihre Familie und Ihre Verhältnisse. Sie können doch unmöglich erwarten, daß wir Sie als Familienglied aufnehmen."

„Allerdings nicht, verehrte Frau Schmidt, allein darüber kann ich Sie zufrieden stellen. Meine Eltern habe ich früh verloren, habe sie kaum gekannt. Meines Vaters Bruder, ein vermögender und angesehener Kaufmann in N., hat mich in sein Haus genommen und mit seinen Kindern erzogen. Späterhin trat ich in meines Onkels Geschäft. Zwar besitze ich kein bedeutendes Vermögen, jedoch hoffe ich solches durch angestrengten Fleiß zu erwerben und dann ein Geschäft zu gründen."

„Ihre Pläne sind schon gut, allein es vergeht noch zu viel Zeit, bis diese verwirklicht werden und ich muß Sie ersuchen, bis dahin jeden Gedanken an eine Verbindung mit meiner Schwester aufzugeben, und durchaus keine Annäherung an dieselbe zu versuchen. Ich hoffe, Sie werden als Mann von Ehre meinen Willen respektieren. Weiter habe ich nichts mehr hinzuzufügen."

Tief beleidigt und erregt verließ Paul das Haus, jedoch mit dem festen Vorsatz, seine Braut nicht aufzugeben.

Helene warf sich in einen Sessel, sie wiederholte sich noch einmal die ganze stattgefundene Unterredung und mußte sich gestehen, Werner hatte ihr mit seiner Ruhe und Freimütigkeit doch imponiert. Aber trotz alledem konnte sie sich ihn nicht als Käthchens Gatten denken. Sie hatte nun einmal kein Zutrauen zu ihm, und bedauerte sehr, in dieser Hinsicht den Wünschen und der Wahl ihrer Schwester entgegen treten zu müssen. Sie hielt es für ihre Pflicht, alles aufzubieten, um das Verhältnis des jungen Mädchens zu Paul zu lösen, mochte es ihr noch so schwer werden. Sie mußte derselben jetzt einen vielleicht herben Schmerz bereiten, konnte ihr aber dafür den viel größeren einer unglücklichen Ehe ersparen.

Einige Tage darauf reiste Käthchen ab nach ihrer Schwester. Am Abend vorher hatte sie sich bei Jungfer Christine von Paul verabschiedet und die Beiden sich aufs Neue gegenseitig ewige Liebe und Treue gelobt. Die brave Alte konnte nicht umhin, ihrem Liebling zu gestehen, wie wenig der Charakter Werners ihren Ansichten entspreche, und wie wenig Garantie derselbe für eine glückliche, zufriedene Ehe biete. Käthchen jedoch ließ sich durch diese Bemerkungen ihrer alten treuen Wärterin in ihrem einmal gefaßten Entschluß nicht wankend machen.

„Ich liebe ihn, so wie er ist," sagte sie, „und ich bleibe ihm treu, wenn Ihr Alle auch diesem entgegen seid. Ich habe mir mein Ziel gesteckt und werde es auch erreichen."

Paul verfehlte nach der Abreise seiner Braut nicht wie vor im Hotel zur Sonne. Frau Schmidt trat ihm stets kühl und höflich, wie jedem anderen Fremden gegenüber, und so viel er sich auch bemühte, in nähere Beziehungen zu ihr zu treten, so war ihm dies doch nicht möglich. Er vermißte Käthchen sehr, und wohl kreuzten die Briefe zwischen den Liebenden hin und her, doch was bedeutet ein Verkehr, wenn das Auge nicht ins Auge schaut.

Monate auf Monate schwanden dahin, und noch immer war Käthchen abwesend, noch immer war keine Veränderung in Helenens Benehmen Paul gegenüber eingetreten. Eine längere Trennung schien dem jungen Paare, und besonders dem ungeduldigen Paul unerträglich. Käthchen mußte wieder zurückkehren, aber nur als eine öffentlich anerkannte Braut. Sollte er es nochmals ansehen müssen, wie die von ihm so heiß Geliebte von Anderen umringt und bewundert, und er, der allein Recht an sie hatte, wie ein Fremder behandelt wurde? Er fühlte, dies würde seine Kraft übersteigen, aber eben so gut sah er auch ein, Helene würde sich nach wie vor seiner Verbindung mit Käthchen widersetzen.

„Unseren Wünschen wird Deine Schwester Hindernisse entgegenstellen, der vollendeten Tatsache gegenüber wird sie sich beugen," schrieb er dem jungen Mädchen. „Im Grunde genommen, hat Deine Schwester kein Recht, so zu handeln, deshalb vertreten wir unsere Rechte selbst und proklamieren unsere Verlobung."

Nach kurzer Zeit erhielt Helene einen Brief von Käthchen, worin diese ihr in kurzen, entschiedenen Worten für den morgigen Tag ihre Rückkehr anzeigte. Am folgenden Mittag begab sie sich zum Bahnhof, um die Schwester abzuholen. Es war ihr unangenehm. Werner dort zu sehen, obwohl sie mit Bestimmtheit annahm, das Verhältnis zwischen Beiden sei gelöst. Als endlich der Zug heranbrauste und Helene die aussteigende Schwester bewillkommnet hatte, näherte sich Paul den Damen und umarmte Käthchen vor den verwundert dreinschauenden Augen der Schwester. Darauf bot er ihr seinen Arm, welchen sie auch nahm, und so von Paul geführt, schritt sie an Helenens Seite der Wohnung zu. Frau Schmidt war wie aus den Wolken gefallen, sie kam von einer Ueberraschung in die andere. Es blieb ihr nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

„Wenn es so mit Euch steht," sagte sie, indem sie ihrer Verwunderung noch immer nicht Herr werden konnte, „so müssen wir ja wohl die Verlobung veröffentlichen. Ich wünsche nur von Herzen, Ihr Beide möget diesen Schritt niemals bereuen. Der liebe Gott gebe, daß meine Ahnung nicht erfüllt werde; sollte dies aber doch der Fall sein, und Ihr nicht so glücklich werden, wie Ihr jetzt erwartet, so dürft Ihr mir keine Vorwürfe machen, Ihr habt es selbst so gewollt."

Nach einigen Tagen flogen in die Häuser der Honoratioren des Städtchens feine, zierliche Briefchen, welche die Verlobungsanzeige Käthchens und Pauls enthielten. Diese erregte großes Aufsehen und wurde recht viel darüber gesprochen. Viele meinten, Käthchen Bruns hätte wohl eine andere Partie machen können, und sie hätten niemals erwartet, daß die Ansprüche der jungen Dame nicht höher gingen. Andere wieder priesen das riesige Glück, welches Paul Werner zu Teil wurde und beneideten ihn darum. Auch Helene stimmte innerlich der ersteren Ansicht bei, wenn sie aber in das vom Glück verklärte Angesicht der Schwester sah, wenn sie die eifrigen Bemühungen Pauls bemerkte, so war sie zufrieden und bat den lieben Gott, er möge Alles zum Guten lenken.

Paul hatte mit Hülfe seines Onkels in der Person des Sohnes eines langjährigen Bekannten desselben in der Residenz einen Associé gefunden, und nach nicht gar langer Zeit siedelte er dorthin über. Dieses Mal fiel dem Brautpaare die Trennung nicht so schwer, führte dieselbe sie doch ihrem erstrebten Ziele näher. Die Hochzeit war für nächstes Frühjahr festgesetzt; da man sich wieder dem Winter näherte, so blieb Käthchen Zeit und Muße genug, um die Vorbereitungen zur Gründung des eigenen Hausstandes zu treffen.

Die junge Braut war aber in Hinsicht der Anschaffungen nicht leicht zufrieden zu stellen; sie konnte es nicht schön und elegant genug bekommen, sondern befürchtete stets, sie würde in der Residenz als unbemittelt betrachtet werden. Helenens Rat, bescheidene Meubles nicht so feine Leinwand und einfachere Toilette anzuschaffen, wurde nicht beachtet; sie wollte um keinen Preis in der Residenz als Kleinstädterin angesehen werden. Endlich kam der ersehnte wichtige Tag näher; die Eisenbahn brachte schon einzelne Gäste, welche Käthchens Ehrentag mit verherrlichen helfen sollten. Unter diesen befand sich auch Pauls Vetter, Kurt Werner, ein junger Student der Jurisprudenz. Dieser sollte, so war es beschlossen, mit der nunmehr herangewachsenen fast 15jährigen Martha das Brautpaar zum Altare geleiten.

Kurt war ein schöner, schlanker Jüngling, mit feurig blickenden schwarzen Augen; sein glänzend tiefschwarzes Haar war leicht gekräuselt und sein frisches volles Antlitz zeigte angenehme Züge.

Käthchen, obwohl durch die Nähe des feierlichen Tages ernster gestimmt, konnte doch nicht unterlassen, Martha zu necken.

„Sieh da, Dein Ideal, Martha," scherzte sie.

„Wie sagtest Du vor einigen Jahren? Derjenige, welcher Dir gefallen könnte, müßte schwarzes Haar, schwarze Augen und einen solchen Bart haben. Stimmt dies nicht mit Kurts Aeußeren überein?"

„Nein, Tantchen," entgegnete sie ebenso, „der Bart fehlt."

„Nun, der ist im Entstehen; was nicht ist, kann noch werden," lachte Käthchen.

„So lange dieser aber fehlt, gleicht Kurt nicht meinem Ideale."

„Und doch glaube ich, bemerkt zu haben, daß Du Gefallen an ihm findest; Du unterhältst Dich fleißig mit ihm."

„Warum auch nicht?" erwiderte Martha. „Er plaudert und erzählt so schön, daß es eine wahre Lust ist, ihm zuzuhören."

Käthchen hatte darin Recht, man sah die Beiden häufig zusammen scherzen und plaudern, und dann besprochen sie wieder ganz ernsthaft das wichtige Amt, womit man sie betraut hatte. Der Hochzeitstag war angebrochen. Es war ein schöner Frühlingsmorgen, lieblicher Blumenduft durchzog die frische Morgenluft; helle Tautropfen blitzten auf Grüsern und Blättern. Jungfer Christine öffnete die Fenster und schaute mit ihrer, von reichen Falten umgebenen Haube hinaus, wie die Sonne langsam im Osten emporstieg.

„Ein schöner Hochzeitstag", flüsterte sie, „möge er ihr Glück bringen und ihre Zukunft eben so schön, leicht und heiter sein."

Sie kniete nieder vor dem Crucifix, welches über der Kommode neben ihrem Bette hing, beugte das Haupt und flehte Gottes Segen herab auf die heute stattfindende Trauung, auf das Mädchen, welches sie als ihren Liebling gepflegt von früher Jugend auf und besonders seit dem frühen Tode ihrer Mutter. Nachdem sie ihr Gebet verrichtet hatte, erhob sie sich. „Ich habe heute nicht viel Zeit zu verlieren," sagte sie, „ich will es sein, die Käthchen an diesem Morgen weckt, und will ihr noch einmal, wie früher so oft, beim Ankleiden behülflich sein."

Als sie ihre Toilette zum Ausgehen vervollständigt hatte, öffnete sie den Koffer. An der einen Seite desselben befand sich ein geheimes Fach, welches zum Vorschein kam, nachdem sie ein Brett in die Höhe geschoben. Diese Oeffnung enthielt nur einen kleinen, vorsichtig in Papier gewickelten Gegenstand. Behutsam nahm sie denselben heraus, schob das Brett in seine vorige Lage und schloß den Koffer. Nun entfaltete sie das Papier und ein Paar allerliebste kleine feine Kinderschuhe kamen zum Vorschein. Sie betrachtete dieselben von allen Seiten, während Tränen ihre Augen füllten. Sorgsam legte sie das Papier wieder um diese zusammen, barg den Schatz in einem Körbchen und verließ trippelnd die Wohnung.

Am Hotel zur Sonne angelangt, fand sie dieses schön mit Blumen und Laubgewinden geschmückt, und die Mägde liefen geschäftig umher. Sie eilte auf Käthchens Zimmer; um keinen Preis hätte sie sich das Vergnügen, sie heute zu wecken, verjagt. Im Hinaufsteigen gedachte sie der Zeit, wo sie jeden Morgen in Käthchens Schlafgemach gegangen, die ruhigen Morgen des Kindes gestört und sie aus süßem Schlummer geweckt.

Heute jedoch brauchte Jungfer Christine sie nicht zu wecken, denn lange vor dem Gezwitscher der Schwalben, lange, ehe sich das Fenster der Alten öffnete, hatte Käthchen sich erhoben, und die glänzenden Augen blickten mit einem glückseligen Ausdruck um sich. Und als die große Hausuhr sechs schlug, sprach sie mit gefalteten Händen: „Noch einige Stunden und ich bin seine Gattin, das Ziel meiner Wünsche ist erreicht."

In Gedanken verloren, stand sie am Fenster, da öffnete sich geräuschlos die Tür und Jungfer Christine trat ein. Als sie das junge Mädchen erblickte, vermochte sie nicht, ihrer Gefühle Herr zu bleiben, und leidenschaftlich schloß sie dasselbe in ihre Arme.

„Käthi, meine liebe, teure Käthi," schluchzte sie, „gebe der liebe Gott, daß Du so glücklich und zufrieden werdest, wie ich es Dir wünsche, und wie Du es warst, als Du —"

Sie vollendete den Satz nicht, sondern öffnete das Körbchen und überreichte der jungen Braut die Kinderschuhe.

„Kennst Du diese, mein Herzchen?" fragte sie. „Es sind Deine ersten Schuhe; ach, damals waren wir beide glücklich, Du und ich."

Gerührten Herzens nahm Käthchen diese aus der Hand ihrer treuen Wärterin und fuhr liebkosend mit ihrer weichen Hand über das faltenreiche Angesicht derselben.

Einige Stunden später stand Käthchen im brautlichen Schmuck und harrte des Bräutigams. Als dieser das Zimmer betrat, blieb er wie gebannt stehen. Die Braut im weißen seidenen Gewande, den Myrthenkranz im goldigen Haar, umhüllt von dem langen Schleier, der wie eine Lichtwelle sie umfloß, umgeben von den Brautjungfern, bot ein zauberhaft schönes Bild.

Paul scheute sich beinahe, näher zu treten; ihm war es, als müsse die holde Erscheinung zerfließen, aber freundlich lächelnd reichte Käthchen ihm die Hand dar.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Tägliche Erinnerungen.

9. Februar.

1718: Einführung der Kartoffel in Sachsen. 1789: F. X. Gabelsberger, Stenograph, geb. (München). 1801: Friede zu Lunéville. 1874: Michelet, frz. Historiker, †. (Hyères). 1881: F. v. Dostojewsky, †. (St. Petersburg).

Aus der Reichshauptstadt.

Ms. Berlin, 5. Februar.

Ballsaison. — Grunewald. — Tauernschnee. — Amerikas größtes Wunder. — Eine ganze Familie irrsinnig.

Welches Fest für die weibliche Jugend in Kleinstädten wenn Fasching kommt; da wird so munter getanzt und die Klatschen müssen sich mächtig ab, um in der Ballsaison ja recht „chic" zu erscheinen. Aber Berlin ist da wieder weit voran; hier ist das ganze Jahr Ballsaison! Die Anzeigen in den Blättern und die Ankündigungen an den Plakatsäulen, beweisen dies täglich, doch macht sich die eigentliche Ballsaison immer noch geltend in einer Hochflut von Vergnügungen. Uns dauern nur die armen Mädchen, die sich am Aschermittwoch rühmen, daß sie seit Weihnachten 20 und mehr Bälle mitgemacht haben; gewiß gönnen wir Jedermann sein Vergnügen, aber was zu viel ist, ist eben zu viel. Und welch sonderbares Vergnügen bis nur die Toilette beisammen ist. Früher ließ man einfach bei einer Schneiderin arbeiten; heute geht man zu der Inhaberin eines „Ateliers für individuelle Frauenkleidung" und zahlt ihr Künstlerhonorare. Den Seidenstoff, der gleichsam die Basis für das verwegene Spiel ihrer Phantasie abgeben soll, darf man allenfalls selber mitbringen; alle übrigen Zutaten sucht sie in höchst eigener Person aus, um die Harmonie des Gesamteindruckes hervorzubringen. Natürlich verschert sie, alles so billig wie möglich einzukaufen; sie will auch den teueren Toilettenausputz sparen und die Schleppe nicht mit Goldarabesken benähen; „nur" ein paar Meter Chiffon sollen aufgewendet werden — und die sind auf der Quittung allein mit 22 Mark berechnet, wozu außerdem noch 5 Mk. für das Brennen des Chiffons kommen. Und da man selten in der Lage ist, prompt einen Hundertmarkschein wechseln zu können, so ist die Rechnung so gestellt, daß an dem runden Hundert nur anderthalb bis zwei Mark fehlen, die man dann wohl oder übel der Ueberbringerin des Kleides überläßt, zumal eine Frau, die ein so elegantes Cape trägt, nicht mit einem Fünfzigpfennigstück abzulohnen ist. Das ist erst der Anfang des Vergnügens; den Schluß beschreiben wir nicht